

Für den heutigen Gottesdienst sind uns 3 Verse aus dem 13. Kapitel des Hebräerbriefes aufgegeben:

12 Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor.

13 So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen.

14 Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Wir Menschen haben ein Grundbedürfnis: wir wollen dazugehören.

Nicht überall – aber doch zur Gruppe derer, die uns wichtig sind.

Jede Stadt hat einen Kreis gebildeter Menschen – und wer was auf sich hält, will dazugehören.

Andere pflegen ihren Vorgarten und halten den Gehweg vor dem Haus sauber – weil sie nicht aus der Gemeinschaft der Anständigen herausfallen wollen.

Jungen ab einem gewissen Alter haben ihre Hosen kurz über den Kniekehlen hängen; wenn die Eltern sagen: „Zieh mal Deine Hose richtig hoch!“ – dann reagieren sie allergisch: „So peinlich kann ich doch nicht herumlaufen. Da werde ich ja ausgelacht.“

„Was sollen die Leute denken?!“ diesen Spruch habe ich als Kind oft gehört; da ging es immer darum, in den Kreisen, in denen meine Eltern verkehrten, nicht negativ aufzufallen. Die Leute könnten reden.

So haben wir wohl alle Kreise, zu denen wir gehören wollen: zu den Ordentlichen, zu den Besseren, zu den Anständigen, zu den Nicht-Spießigen, zu den Gebildeten, zu den Modernen, zu den Bescheidenen...

Wenn wir uns im Alltag beobachten, dann können wir verwundert feststellen, wie viel Zeit und Anstrengung wir aufwenden, um dieses Bild von uns zu pflegen.

Dieses soziale Bedürfnis: Ich will dazugehören, ich will – in meinem Kreis – „in“ sein, das wird von unserem heutigen Predigttext radikal durchkreuzt.

Jesus war nicht „in“, Jesus war „out“. Draußen vor dem Tor.

Die Stadt – das ist die Lebensgemeinschaft der Menschen.

Wer dazugehört, wird von den Stadtmauern geschützt.

Wer draußen ist, ist ausgesetzt. Vogelfrei. Den Gefahren ausgeliefert.

Ohne den Schutz der Gemeinschaft.

Wer „out“ ist, ist allein. Ausgestoßen.

Jesus geht diesen Weg. Mit offenen Augen.

Er spielt die Spielchen nicht mit, setzt sich zwischen alle Stühle, schließt keinen faulen Frieden, um hier bei uns dazuzugehören.

Bis er schließlich – sogar von seinen Freunden verlassen – ausgestoßen wird.

Dieser soll nicht mehr zu uns gehören.

„Kreuzige ihn!“

Und sie schaffen ihn raus aus der Stadt.

„So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen.“

So fordert uns der Hebräerbrief auf. Was heißt das?

Im Oktober letzten Jahres war ich für 10 Tage zu Exerzitien in Berlin.

Oft schon habe ich solche Schweigetage gemacht, in wunderschönen Klöstern meist.

Und das hat immer gut getan. Diesmal aber habe ich etwas Neues gewagt:

Es waren „Exerzitien auf der Straße“.

Beten also nicht an schönen Orten, in einer gut geheizten Klosterkrypta, sondern auf den Straßen Berlins. Beten in Kreuzberg bei den Obdachlosen, auf dem Straßenstrich.

Ich bin erschrocken in diesen Tagen – vor allem über meine eigene Arroganz.

Wie sehr ich Menschen von oben herab betrachte.

Wie sehr ich an dem Bild hänge, das ich von mir habe:

Ich habe mein Leben im Griff, ich lebe in geordneten Verhältnissen, ich rutsche nicht ab.

Mir kann das nicht passieren.

Und wie ich immer wieder den Impuls spürte: Ich will diesen Menschen helfen.

Ich habe Lösungen, ich weiß den Weg für sie.

In den Exerzitien habe ich etwas ganz Neues eingeübt:

Ohne Geld und ohne Sicherheit war ich unterwegs – und habe begriffen:

In diesen Menschen da, denen ich innerlich so arrogant begegne, in denen wohnt Christus schon unter uns.

Christus ist in der verwahrlosten Prostituierten, in dem gestrandeten Alkoholiker auf der Parkbank.

Und als ein Behinderter mich auf der Straße ansprach und fragte:

„Du hast doch nichts gegen mich, nur weil ich so was hab?“ –

da habe ich wie Petrus mit den Tränen gekämpft, als Jesus ihn dreimal fragte:

„Hast Du mich lieb?“

Plötzlich war ich nicht mehr der Überlegene, der Helfer, der auf der besseren Seite – plötzlich war ich auf Augenhöhe – und habe in die Augen Christi geschaut.

Das ist für mich der erste Punkt, an dem mich Gottes Wort in unserem Text heute morgen trifft:

Leg alle Arroganz ab. Denk nicht, Du seist was Besseres.

Schau nicht auf die anderen herab.

Sondern verlass Dein Lager und geh zu ihnen.

Geh zu denen, für die in Deinem Lager kein Platz ist.

Geh zu den Ausgestoßenen, den Gescheiterten, zu denen, die nicht mithalten können – und sieh: Da ist Christus!

Ein zweiter Punkt:

Das erschüttert auch die Mauern unserer Kirche.

Wir müssen da sehr ehrlich und wachsam sein:

Unsere Kirchen sollen sehr wohl eine feste Burg sein, in der wir Schutz finden.

Aber sie dürfen keine Trutzburgen offener oder versteckter Arroganz werden.

Wenn wir uns in unseren Kirchen versammeln in dem Gefühl:

wir sind die Besseren, die Überlegenen!

Wenn wir auf die herabschauen, die den Weg nicht finden – dann haben wir Christus verraten.

Und wenn wir nur noch auf unser Image bedacht sind, wenn wir unseren Erfolg an Mitgliederzahlen oder Kollektenergebnissen ablesen, uns in immer neuen Events präsentieren und vor dem Gott des Wachstums in Knie gehen – dann haben wir den Weg Christi verlassen.

Und ein dritter Punkt:

Das Ausgestoßene, Ausgegrenzte, Unansehnliche tragen wir auch in uns.

Wir alle haben Eigenschaften, Gefühle, Seiten an uns,

die wir nicht annehmen können und darum vor die Stadt schicken.

Nicht nur zu anderen können wir hart und lieblos sein, sondern auch zu uns selbst.

Auch hier gilt:

Wo ich selbst nicht hinsehen mag,

wo ich mich selbst unansehnlich finde –
wo ich kleinlich, schwach, ängstlich, bedürftig bin –
wo ich meine peinlichen Gefühle verdränge und vor die Stadt schicke –
auch da ist Christus gegenwärtig
und bewohnt meine Unansehnlichkeit.

Warum geht Christus diesen Weg?

Warum „entäußert er sich selbst und nimmt Knechtsgestalt an“?

Warum der Weg in Schmach, Erbärmlichkeit und Unansehnlichkeit nach draußen, vor das Tor?

„Damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut...“

Nun sind wir im Herzstück unseres Glaubens: im Tun Christi.

Ich gestehe, dass ich es besonders schwierig finde, darüber zu sprechen.

Weil mir die altbekannten überlieferten Sätze nicht über die Lippen kommen wollen.

Weil sie so schnell einen unerträglichen Beigeschmack bekommen.

Weil sie in unseren Köpfen Bilder unseres Gottes erzeugen, gegen die sich in mir alles sträubt.

Gott musste... – Gott opferte seinen einzigen Sohn – Blut muss fließen...

Nein – wir können nicht Gott über die Schulter schauen, seine Gedanken lesen und sein Tun erklären.

Uns steht viel, viel mehr Demut an.

Und aus der heraus können wir dann nur staunend bezeugen, was wir erleben:

Dass wir Menschen immer wieder beweisen, dass wir der Gemeinschaft Gottes nicht würdig sind.

Gott ist der Heilige schlechthin.

Wir Menschen müssten eigentlich nach Gottes Regeln leben.

Also ihm entsprechen. Uns seiner Gemeinschaft würdig erweisen.

Auf diesem Weg sind wir Menschen aber immer wieder nur gescheitert.

Und nun geschieht das Unfassbare, Unerklärliche, das wir staunend bezeugen:

Gott begibt sich herab in unsere Gemeinschaft.

Gibt sich hinein in unser Scheitern, in unsere Erbärmlichkeit, in unsere Hartherzigkeit – mit Leib und Blut. Begegnet uns in Christus.

Und öffnet uns so einen ungeahnten neuen Weg zur Gemeinschaft mit ihm.

Wenn wir dann staunend bezeugen:

Das hat Christus für mich getan –

er hat mich geliebt in meiner Unansehnlichkeit, in meinem Scheitern,

er hat mich zurückgeholt in die fröhliche Leichtigkeit der Kinder Gottes –

dann will ich mich mitnehmen lassen auf diesen Weg.

Will mitgehen vor die Tore der Stadt.

Ja ich weiß: das durchkreuzt alle Spielregeln dieser Welt.

Und noch sperrt sich in mir so viel gegen diesen Weg.

Weil ich Angst habe und mich an die alten vermeintlichen Sicherheiten klammere.

Aber ich weiß nun aus tiefster eigener Erfahrung:

Der Weg hinaus aus der Stadt, aus der Sicherheit und Arroganz dieser Welt, das ist der Weg zum Leben. Zum wahren Leben.

Diesen Weg will ich gehen.

„Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Amen